



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**;
mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der Herr des Todes.

Roman von Karl Kosner.

(13. Fortsetzung.)

Frau Heid folgte Herrera mit ihren Blicken. Eine starke Spannung war in ihr —

Da zuckte seine Linke jäh auf nach der Westentasche — und hielt dann ein. Er wandte sich herum: „Darf ich rauchen? Nur ein paar Züge —?“

„Aber natürlich, lieber Freund —!“ Sie wollte aufstehen, ihm Feuer holen und war voll Eifer.

Er wehrte ab: „Nein, bleiben Sie doch — bitte, bleiben Sie, ich habe Feuer — habe alles.“ Er griff das schmale goldene Etui jetzt aus der Tasche, nahm eine Zigarette, entzündete ein Wachslicht, brannte an.

Dann ging er wieder auf und nieder, jetzt langsamer, ruhiger. In tiefen Zügen sog er den Rauch in sich — ließ ihn dann wiederum entfliegen, daß er als weiße Fahne um ihn zog.

Frau Heid fragte — ihre Stimme war dabei ganz leise und bittend: „Sagen Sie — darf ich Ihnen nicht ein Glas Portwein bringen — oder Sherry?“

Er hob die Hand, die noch die Zigarette hielt: „Nein, bitte, nein — nur diese hier habe ich gebraucht, die macht mich ruhiger — besonnener — —“ Er schwieg, senkte den Blick und schob die Brauen aneinander. „Ja — ich will weiter sprechen —“ sagte er.

„Wo war ich —? Richtig — in die Bar war ich gegangen und hatte mir für alles Geld da irgendeinen Fusel gekauft. Ja — also da stand ich an dem Schenktisch und nippte an dem widerlichen Zeug — und hatte schon vor dem Geruch einen Ekel — und stellte das Glas wieder hin und wußte: So, jetzt tanst du gehen —. Dabei hatte ich ein ärgerliches Gefühl wie einer, der allein sein will und sich beobachtet weiß — denn ein paar Schritte von mir stand ein älterer Mann, der mich immer wieder ansah. Der Mann hatte auch ein Glas in Händen, und wie ich schärfer hinsah, fiel mir wie die halb verwischte Erinnerung aus einem Traum ein: der war doch früher schon da draußen, wie ich durch diesen grauen Regen ging, hinter mir hergegangen — und den hatte ich doch auch in diesen letzten Tagen hier im Hafen schon mehrmals gesehen. Da hatte er drei-, viermal stillgestanden und seltsam kühl und mustertend auf uns gestarrt, wie wir die Kohlsäcke schleppten — auf unseren armlastigen Zug jungen, zusammengewürfelten Elends — dieser gleiche Mensch mit dem eisengrauen Haar, dem hageren Gesicht und diesen kreisrunden scharfen Brillen-

gläsern. — Aber eigentlich interessierte er mich gar nicht — nur daß er mich beständig anstarrte, das störte mich. Und wie ein anderer — ein lungenkranker Heizer war's — nach meinem noch beinahe vollen Glase schielte, schob ich ihm das zu und ging. Ganz klar und ohne jede Dual wußte ich dabei: So, jetzt war auch das getan — und jetzt ging es zu dieser gleichen Stelle, an der die ausgelaufenen Dflecten in ihrem violetten, blauen, rötlichen Gespinner auf dem Wasser lagen —

Böllig ruhig war ich jetzt, wie ich aus dem Dunst und Qualm und Lärm der Bar ins Freie trat — nichts Traumhaftes und nichts Benommenes war mehr in mir, nichts, das sich widersetzt, das an dem Leben festgehalten hätte. Abgeschlossen hatte ich. Und etwas durchsichtig Klares hat diese kurze Spanne Zeit für mich bis heute behalten: Ich weiß, ich habe über den Kai hingesehen, habe die Schiffe gesehen, die dunkel in dem Dämmern und Nebel standen, und habe gehört, daß irgendwo — auf einem Schiff oder in einer der Baracken auf dem Kai — einer die Ziehharmonika gespielt hat. Sogar die Melodie habe ich unterscheiden können: Was nützte mich ein schöner Garten, wenns andere drin spazierengehn — — Das hatte die Mannschaft damals oft im Marschtempo gesungen. Ich habe an dieses Damals gedacht und dabei aufgehört, gelauscht — es hat nicht mehr zu mir geredet. Ich habe klar gewußt, ohne Erschütterung und ohne Schwanken: Fünf Minuten noch —. Aber eine Erinnerung ist mir dabei gekommen — eine Erinnerung an ein Erlebnis, das ich hier in Berlin drei Jahre vorher hatte — —“

Herrera stand wiederum still und sah Frau Heid an: „Das war nach meiner letzten Aussprache mit meinem Vater gewesen — als er mir dieses ‚Amerika‘ als einzigen Weg bezeichnet hatte. Da wollte ich aus der Besprechung, die in irgendeinem Bierlokal unter den Stadtbahnbogen von ihm bestimmt worden war, weg — nach Hause — in das Hotel — und wollte den Revolver aus dem Koffer kramen — ein Ende machen. Und da hatten mir dann in all dem Elend ein warmer Sonnenstrahl, ein Blumenduft, das Rauschen eines Frauenkleides die ganze Sehnsucht, es doch noch zu wagen, es zu erzwingen, aufgeweckt! Denn diese Sehnsucht hatte damals noch gelebt —.

Daran habe ich denken müssen, wie ich weiter nach dem Schiffe hingegangen bin. Es hat mich nicht berührt.

Jetzt war das alles tot.

und der Grönlandwaldfisch (Bowhead) sind so gut wie ausgerottet — was nicht weiter verwunderlich ist, denn von 1805 bis 1905 erlegten die amerikanischen Walfischfänger allein (die europäischen nicht mitgerechnet) 40800 Fische dieser beiden Arten. Im Nordpazifischen Ozean finden sich besonders drei Arten, die alle zur Gattung der Rückenfloßwale (Finwhale) gehören: der Buckelwal (Humpback), der Schwefelbauch (Sulphurbottom) und der pazifische Rückenfloßwal (Finback). Sie haben nicht viel Fischbein und

wenig Speck. Außerdem sind sie sehr scheu, entwickeln im Wasser eine ungewöhnliche Geschwindigkeit und versinken sofort, wenn sie getötet sind. Daher wurden sie vor Erfindung der mörderischen Harpunenkanone (im Jahre 1864) selten gejagt. Jetzt, da Not am Walfisch ist, droht auch ihnen völlige Ausrottung. Diese Erwägung und die weitere, daß gerade die Walfischgattungen des Nordpazifischen Ozeans wissenschaftlich noch wenig studiert waren, veranlaßte das „Naturwissenschaftliche Museum“ in Newyork zu der erwähnten Expedition.

Die „erkünstelte Luft“.

Zum dreihundertsten „Namenstag“ der Gase. Von M. Sagenau.

Mit Gasen aller Art sind wir heute recht wohl vertraut. Wir brennen das Leuchtgas, brauchen die Kohlensäure zum Bierverzapfen, benutzen den Sauerstoff zur Wiederbelebung Erstickter und füllen mit Wasserstoff die nunmehr lenkbar gemachten Luftschiffe. Unter diesen Umständen können wir uns kaum in die Zeiten zurückdenken, in denen selbst die gelehrtesten Männer von der Existenz dieser Gase keine Ahnung hatten. Diese luftförmigen Körper machten sich zuweilen dem Menschen sehr nachdrücklich bemerkbar; in den Bergwerken sammelten sich seit jeher die entzündlichen Gase und verursachten Explosionen und Brände; in Kellern häufte sich mitunter die Kohlensäure an; betrat man nun Menschen mit brennendem Licht diese Räume, so erlosch das Licht, und die Menschen selbst gerieten in die Gefahr des Erstickens; das gleiche geschah hin und wieder in tiefen Schächten, Gruben und Brunnen. Auf Grund dieser Wahrnehmung unterschied man neben der normalen Luft noch andre Luftarten: die entzündliche und die erstickende Luft. Mit dieser Erkenntnis begnügte man sich sowohl im Laufe des Altertums als auch im Mittelalter. Man untersuchte eifrig die Verbindungen der Metalle, Erden und Salze, die Chemie der luftförmigen Körper lag aber völlig brach. Erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wandte der belgische Arzt van Helmont diesem Gegenstand eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Seine Beobachtungen führten ihn zu dem Schluß, daß es luftförmige Körper gebe, die von der atmosphärischen Luft und auch von den Dämpfen verschieden sind; für diese Stoffe ersann er eine neue Bezeichnung; er schuf hierfür das Wort Gas. Nach Angaben von L. Darmstadtler und R. du Bois-Reymond in dem Werke „4000 Jahre Pionierarbeit in den exakten Wissenschaften“ ist dies um 1610 geschehen, und so können wir in diesem Jahr das dreihundertjährige Jubiläum dieser Namensgebung feiern. Woher Helmont das Wort genommen hat, ist nicht ermittelt worden. Man liest vielfach, daß darin eine Anlehnung an das leichte, durchsichtige Gewebe, die Gaze, zu suchen sei. Dieser Stoff, der im Altertum wohl auch „gewebter Wind“ genannt wurde, erhielt seinen Namen von der

alten Philistierstadt Gaza oder Gasa, in der er in großen Mengen hergestellt wurde. Andre meinen dagegen, daß das von Helmont geschaffene Wort eine Umänderung von Gäscht sei, womit man den bei der Gärung entstehenden Schaum bezeichnete. Ferner wird das Wort auf das deutsche Geist oder holländische „Geest“ zurückgeführt, womit die Übersetzung des lateinischen spiritus gemeint ist. In der Tat nannte man die erstickenden und entzündbaren Luftarten lateinisch spiritus letales und spiritus inflammabiles.

Schließlich meint man, daß Helmont bei der Namensgebung das Wort Chaos vorgeschwebt habe. Von Helmonts Kenntnisse der Eigenschaften der einzelnen Gase waren noch voller Mängel und lückenhaft. Das kann uns nicht verwundern, wenn wir erfahren, daß er noch kein Mittel kannte, die Gase aufzufangen, um mit ihnen zu experimentieren. Das lernten erst seine Nachfolger Boyle, Hales u. a.; ihnen gelang es auch, verschiedene Gase experimentell zu erzeugen, so z. B. Kohlensäure, indem sie Alusternschalen mit Säuren begossen, Wasserstoff, indem sie Eisenspäne in verdünnte Schwefelsäure taten. Sie nannten diese Stoffe „erkünstelte Luft“ und stellten mit ihr einhundert Jahre lang die verschiedensten Versuche an. Dabei hielten sie an der Ansicht fest, daß diese erkünstelte Luft von der natürlichen nicht wesentlich verschieden sei, sondern nur Verunreinigungen enthalte, die ihr erstickende oder entzündbare Eigenschaften verleihen, und viele lehrten, die Chemie müßte vor allem auf das Ermitteln dieser Verunreinigungen ausgehen. Im Laufe der Zeiten förderte aber das Experiment Tatsachen zutage, deren Deutung immer klarer und bestimmter wurde. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde endlich durch die Forschungen Priestleys, Scheeles und namentlich Lavoisiers das Wesen der Verbrennung und die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft richtig erkannt. Die moderne Chemie wurde begründet. Lavoisier lehrte, daß Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure und ähnliche luftförmige Körper chemisch voneinander verschieden sind, und er war es auch, der die von van Helmont geschaffene Bezeichnung „Gas“ von neuem gebrauchte und auf die Dauer in die Wissenschaft einführte.

Ferdinand Freiligrath.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 17. Juni 1910.) — Von Hans Ferdinand Gerhard.

Am 18. März 1876 verlor Deutschland einen seiner besten Söhne und einen großen Dichter: Ferdinand Freiligrath. Ludwig Walasrode widmete dem Toten in der „Gartenlaube“ ein herzliches Abschiedswort. Und er sprach davon, wie sich der Genius des Sechshundsechzigjährigen bis zuletzt die goldene Jugendfrische gewahrt, wie sein Herz bis zuletzt voll und warm geschlagen für seine Ideale und für seine Menschen. Und wie ihm alle seine guten Eigenschaften, selbst sein liebenswürdiger Humor, treugeblieben seien bis zum letzten Atemzuge. Ludwig Walasrode stand mit dem warmherzigen Lobe, das er dem Menschen Freiligrath zollte, nicht allein. Fast alle Nachrufer sprachen sich ähnlich aus. Es war, als wenn dieser Viel-

gefeierte keinen Reider und nur als Parteimann Feinde gehabt hätte. Und noch heute ist uns Freiligrath derselbe. Überall in seinen Dichtungen wie in seinen Briefen tritt er uns als ein treuer, guter und wahrer Mensch entgegen. Zugleich freilich als ein Mensch von einer überwältigenden, glühendstarken Einbildungskraft. Und hier finden wir die Formel, die alle Rätsel in Freiligraths Leben und Dichten löst: er war eine feine und weiche Seele, gekettet an eine alles überstürmende Phantasie. —

Trohe, friedliche Jahre in bürgerlicher Enge. Ein Detmolder Lehrer und eine Lehrerstochter seine Eltern. Kleinstädtische Bravheit, Bildungstrieb, selbstverständliches Sich-

anpassen an die liebevollen Führer seiner Schulzeit. Die Phantasie, angezückt durch die Bücher des nachbarlichen Archivrats Klostermeier. Das war Ferdinand Freiligraths Kindheit. — Die Mutter stirbt, als der Knabe kaum sieben Jahr alt ist. Der Vater gibt seinen Kindern eine zweite Mutter in Wilhelmine Schwollmann. Sie bringt zugleich mit ihrer Treue und Aufopferung einen gern gesehenen Gast ins Detmolder Lehrershaus: ihre Schwester Karoline, ein liebes, frisches, zartes Mädchen, an das sich der frühreife Knabe in herzlichster Zuneigung anschließt.

Die bald zerrinnende Hoffnung auf das Erbe eines reichen Handelsherrn veranlaßt den Knaben, Kaufmann zu werden. Der fünfzehnjährige Sekundaner geht in die Welt hinaus. Noch ist der Weg nicht weit. Er führt ihn just bis ins nachbarliche Soest, ins Haus und Geschäft seiner Oheime Moritz und Christian Schwollmann. Auch hier Bravheit, fruchttragende Arbeit, Kleinstadtenge. Und auch hier wieder selbstverständliches Sichanpassen. Auch hier, wie ein lieber, freundlicher Schutzgeist, Karoline. — Doch in dem braven Jungen mit dem weichen Herzen beginnt sich ein anderes Ich zu regen. Die Phantasie hat lange genug stillgesehen auf ihrem Horst und sich von karglichen Vorfahren genährt. Jetzt schlägt sie mit den Flügeln und flattert auf. Ein Brustleiden verurteilt den Sechzehnjährigen zu unfreiwilliger Muße. Er sitzt in des Oheims Garten und trinkt den Tee, den man ihm aus grauem Isländischen Moos bereitet. Und da steht er mit einem Mal an den Geisern der fernen Sageninsel, und heiße Worte strömen von seinen Lippen:

„Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmelze
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen
Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt: wie rot und heiß
Gelbe Steine von den Zinnen
Wirft nach der Farder Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!“

Das erste wirkliche, echte Gedicht ist dem Jüngling gelungen. Eine namenlose Freude erfüllte sein Herz, und stolz fühlte er, daß mit diesem ersten Poem sein innerster, tiefempfundener Wunsch freudigste, lebendige Wirklichkeit geworden war.

Die Kindheitsreimeereien sind überwunden. Die Nachahmungen Matthijsons, Göltyss und Hölberlins treten fortan ins Dunkel. — Lebensenge und schweifende Phantasie: sie wohnen nun jahrelang unter dem Dache Ferdinand Freiligraths einträchtig zusammen. Der Kontordienst engt ihn ein; sein Dichten trägt ihn darüber hinaus.

Der erste herbe Verlust seines Lebens, den er bewußt empfindet, ist der Tod des Vaters. Aus ihm entspringt dem Neunzehnjährigen das innig und tief gefühlte Gedicht:

„O lieb', so lang du lieben
kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde
kommt,
Wo du an Gräbern stehst und
klagst!“

Doch der Schmerz um den Dahingegangenen klingt bald in leise Wehmut aus. Der Dichter verlobt sich. Und seine Braut ist die um neun Jahre ältere Schwester seiner Stiefmutter: Karoline. Es war ein seltsames Vermächtnis, das da der verstorbene Vater seiner Familie hinterlassen hatte: der ausdrückliche Wunsch, Karoline möchte seinem Sohne nicht ihre Hand versagen. Er hatte wohl geglaubt, sie wäre die richtige Frau, um dem empfindlichen und phantastischen Ferdinand zur Seite zu stehen. Er hatte nicht bemerkt, daß die Neigung der beiden nicht viel mehr als Geschwisterliebe war. Er hatte nicht geahnt, daß die früh geknüpften Fesseln noch einmal dem jungen Stürmer und seiner Verlobten die Herzen wund reiben würde.



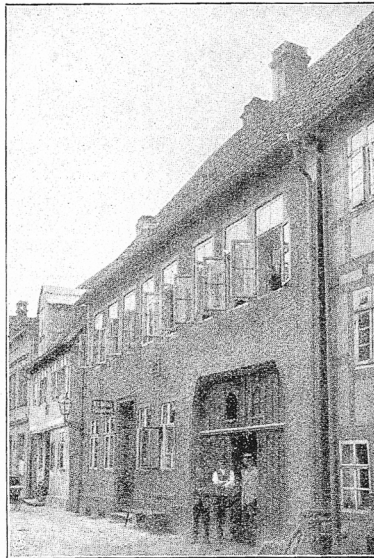
Photographische Gesellschaft in Berlin phot.

Freiligrath.

Nach einem Gemälde von J. P. Hasenclaver.

So haute sich denn eine neue Mauer um Freiligraths Leben, nur kurz vor der Zeit, da er äußerlich frei wurde, da er das wincklige Soest verließ, um in Amsterdam eine neue Stellung anzunehmen. Hier, in der großen Hafenstadt, hätte er sich endlich einmal ausleben können. Von hier hätte er einmal, wie seine Sehnsucht plante, mit dem Fischervolk hinausfahren können, um bei den Farder die Netze auszuwerfen. Hier hätte sich vielleicht auch sein Herz der Liebe und Leidenschaft geöffnet. Und die Sorge um seine Liebe hinderte ihn am wahren Lieben. Aber die Sorge um die Zukunft hinderte ihn am Reisen. Er schrieb gute, redlich treue Briefe an seine Braut, und seine Seele war am Verdursten.

Da kam wieder sein Wandervogel, die Phantasie. Der trug ihn über Länder und Meere fort in das Reich seiner Sehnsucht. Und er sah, wie der Löwe auf den Nacken der Giraffe sprang und königlich durch die Ebene dahintritt. Er sah die Geisterkarawane durch Nacht und Wüste schweben. Er sah, wie die Boa Leoparden und Tiger umschlang, die um den Leib des weißen Mannes kämpften. Nur wenige Gedichte jener Zeit tragen einen andern Stempel. Die besten unter ihnen, wie das prächtige „Bei Grabbes Tod“, sind aus innerem Erleben hervorgegangen. — Doch der Tag von Damaskus kam auch für Freiligrath. Freilich noch

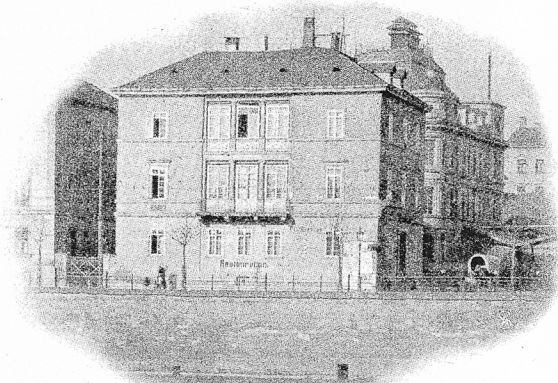


Stij Quide. Detmold, phot.

Freiligraths Geburtshaus in Detmold.

nicht, als ihn Chamisso und Schwab in die Literatur einführten, als er in Cotta einen Verleger fand, als er, mit erstem Lorbeer gekrönt, nach Deutschland zurückkehrte, um nach einem Jahre freien dichterischen Schaffens in Barmen eine neue Stellung an-

zunehmen. Er dämmerte ihm erst, als er sich von dem Zwange des kaufmännischen Berufes frei machte und infolge eines literarischen Auftrages Westfalen und das Rheinland durchstreifte. Er begrüßte diese Reise als eine Erlösung. Und am Rhein, im Jahre 1840, war es auch, wo er die letzte Fessel brach. Er lernte in Unkel Ida Melos, den Liebling des alternden Goethe, kennen. Ein junges, fluges, blühendes Mädchen,



Freiligraths Sterbehaus in Cannstatt a. N.

das ihn im Sturm gefangen nahm. Nun gab es kein Halten, kein Zaudern mehr für ihn. Jetzt endlich nahm er an, was ihm Karoline, seine Braut, die an ein Glück an seiner Seite doch wohl nicht geglaubt haben mochte, wiederholt angeboten hatte: die endgültige Trennung von ihr.

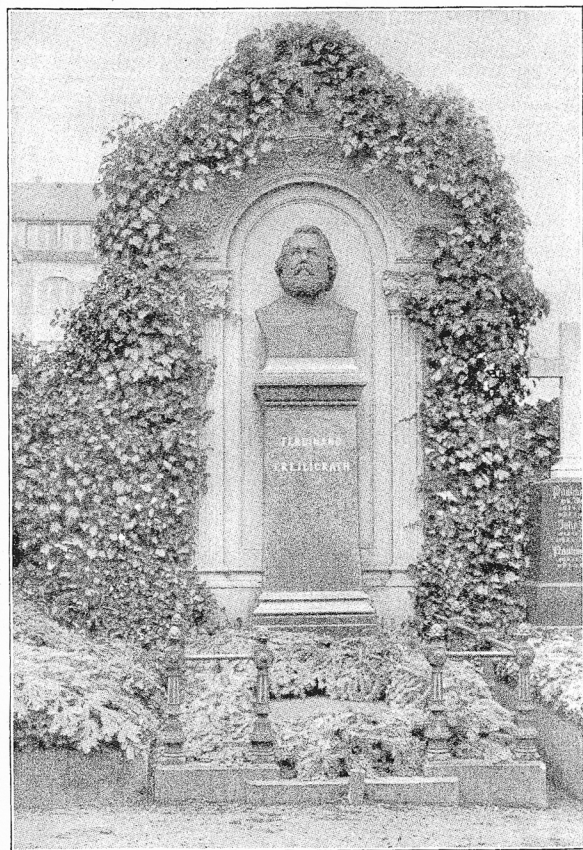
Wunderbar ist es, wie in dieser lichteften Zeit seines Lebens alles in Freiligrath blüht und glüht, wie fröhlich er an seine Arbeit, an seine prachtvollen Übersetzungen geht, wie er Zukunftspläne schmiedet, wie er in den sonnigen Gedichten seiner Sammlung „Zwischen den Garben“ und in zahlreichen hinreichend schönen Briefen seine Empfindung ausströmt. — Als das Jahr 1841 herankam, wurde geheiratet, und dem jungen Paar erblickte ein reiches Ehe- und Eltern Glück im innigsten Für- und Miteinanderleben. Aber die Ehe brachte ihm noch mehr. Sie brachte ihm auch ein inneres Freiwerden. Neue Kräfte regten sich in ihm. Neue Anschauungen faßten in ihm Wurzel. Sein Blick schweifte nicht mehr sehnsuchtschwer in die Ferne, sondern lenkte sich auf das Leben und Geschehen um ihn. Er beteiligte zunächst sich an der Gründung einer Zeitschrift. Aber das Unternehmen löste sich auf. Dann erwog er den Plan, in Berlin eine Handelsakademie zu gründen. Jedoch die preussische Regierung zögerte mit der Zustimmung. Da plötzlich kam das durch Alexander von Humboldt bewirkte Gnadengehalt König Friedrich Wilhelms IV. Der Dichter war jetzt gegen äußere Not geschützt, und er überließ sich ganz seinem dichterischen Schaffen. Doch nun schreckte ihn eine andere Not aus seinen Poetenträumen auf. Eine neue Zeit pochte an sein Dichterstübchen. Man verlangte in den deutschen Staaten den Ausbau der Verfassung. Man verlangte Pressefreiheit. Man sehnte sich nach einem einigen Deutschland. Die Poeten aber schrieben der Romantik ihren Absagebrief. Das ganze Jungdeutschland sang ein „politisches Lied“. Herwegh stürmte in seinen wilden Rhythmen gegen die Reaktion. Hoffmann von Fallersleben, der „kosmopolitische Nachtwächter“ Dingelstedt, selbst für kurze Zeit Hebbel und Gottfried Keller schwenkten in die Laufgräben der politischen Dichtung ein. Da verschloß sich auch Freiligrath nicht mehr den Stimmen der Zeit. Die neuen Ideen waren ihm ja seit langem nicht mehr fremd. Hatte doch sogar sein stürmisches Gedicht „Aus Spanien“ — wenn auch gegen seinen Willen — den Anstoß zu der deutschen Freiheitsdichtung gegeben. Jetzt befand er sich nun mit einem Male mitten im Strudel sich widersprechender Empfindungen und äußerer Kämpfe. Er

sah, daß er sich in Friedrich Wilhelms politischen Absichten getäuscht hatte, fand sich von Herwegh angegriffen, fühlte sich von äußerem und innerem Erleben dazu gedrängt, das Wort zurückzunehmen, das er noch im November 1841 in die Welt gerufen:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.“

Sein weiches, teilnehmendes Herz entrüstete sich über manche Ungerechtigkeit der vormärzlichen Zeit. Und da stand er plötzlich selbst im Parteikampf, und ein politisch' Büchlein flog hinaus in die Welt: „Ein Glaubensbekenntnis“, prachtvolle, tieferlebte Gedichte, in denen er dem heiligen Zorn über Jopf und Druck und Ungerechtigkeit die Stimme leih. Fackeln gleich flammten seine Gedichte auf und zündeten in Hunderttausenden. Denn aus ihnen sprach mehr als ein Redner, als ein Parteimann, als ein Herwegh oder Dingelstedt. In ihnen las man kein Programm, in ihnen las man echtes Mitleid mit den Armen und Unterdrückten, in ihnen lachte ein überlegener trohiger Humor, in ihnen spiegelte sich die Sehnsucht nach deutscher Einheit.

Dichtung und Leben waren nun in Freiligrath eins geworden. Und das Los, das ihm seine Gedichte schufen, nahm er stolz und freudig auf sich. Schon 1843 hatte er auf seine Pension verzichtet. 1844, nach der Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses“, ging er freiwillig in die Verbannung, zuerst nach Brüssel, dann nach der Schweiz, und als er durch die scharfen Trompetenstöße seines „Ca ira!“ auch in Zürich das Heimatsrecht verlor, nach London. Dann kam das Jahr 1848. Gleich nach den ersten Stürmen verließ er England, um in der Heimat am Kampfe teilzunehmen. Voll überschäumender Leidenschaft stellte er sich in die Reihen der republikanischen Partei. Immer wieder sandte er glühende Kampfgedichte und Lieder in die Welt: „Zur Hochland fiel der erste Schuß“, „Die Republik“, „Schwarz-Rot-Gold“,



Freiligraths Grabdenkmal in Cannstatt a. N.
Ausgeführt von Adolf Donnerhof.

„Ein Lied vom Tode“, „Die Toten an die Lebenden“, bis man ihn im Juli vor die Geschworenen rief. Diesmal sprach man ihn noch frei. Aber andere, langwierigere Prozesse drohten. Und dabei war die freiheitliche Bewegung schon wieder im Verlande. Was sollte da Freiligrath noch in der Heimat? Er kehrte im Mai 1851 blutenden Herzens in den Schutz Englands zurück. Dort, in der Londoner Verbannung, hat der Dichter als Leiter einer Schweizer Bantfiliale sieben Jahre gelebt, stolz zufrieden mit seinem Lose, doch oft voll bitteren, heißenden Heimwehs.

Dann aber klopfte wieder eine neue Zeit an Freiligraths Poetenstübchen. Preußen hatte Österreich die Vormachtstellung abgerungen. Das ganze Deutschland rüstete sich zu dem Kriege, der ihm die Einheit bringen sollte.

Da hielt es den grossenden Poeten nicht länger in England. 1867 machte er eine Reise nach der Heimat. Man empfing ihn mit hellem Jubel. 1868 kehrte er endgültig zurück und ließ sich in Stuttgart nieder. Köln, Bielefeld, Detmold, ganz Deutschland feierten ihn wie seinen vordem: als Dichter, Kämpfer und Menschen. Und noch mehr: aus ganz Deutschland flossen Gaben zusammen, um dem Dichter einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten. Als aber der große Krieg kam, da griff der greise Sänger noch einmal in die Saiten. Aller Groll gegen die „reaktionäre Militärmacht Preußen“ war vergessen. Und es klang in seinen Liedern so voll und mächtig, wie es nur je gellungen.

„Hurra, du stolzes, schönes Weib.
Hurra, Germania!“

Heimat.

(Schluß.)

Novelle von Rudolf Herzog.

Das Geplapper und der ungewohnte Wein am Morgen hatten Konrad Splenders ganz wirr gemacht. An Arbeiten war nicht mehr zu denken, und ob er die unterbrochene Melodie überhaupt noch so rein und klingend wiederfinden würde, die Frage. Ärgerlich schlug er gleich nach dem Mittagessen den Weg zum Heidekopf ein. Da sah Frau Friedel wie am Tage vorher.

„Finden Sie, daß Wagner ein Skandal ist, und daß eine verinnerlichte Künstlerseele —“

„Was ist Ihnen? Guten Tag, Herr Konrad.“

„Guten Tag, Frau Friedel.“ Er warf sich ins Heidekraut und schlug mit dem Stock in die dünnen Büsche.

„Was ist Ihnen?“ wiederholte sie nach einer Pause.

Er ließ den Stock ruhen und setzte sich aufrecht. „Sagen Sie mal, Frau Friedel, Sie waren doch als kleines Mädchen eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Und liebten unsere großen Meister mädchen schwärmerisch. Wie haben Sie da das Klavierspielen und Ihre Liebe hier nur beibehalten können?“

„Ich hab' es auch nicht beibehalten können.“

„Was? Das Klavierspielen oder die Liebe zu den Meistern?“

„Beides nicht. Mein Mann ist nicht sehr musikalisch und zieht die leichte Musik vor.“

Er sah sie scharf an. „Aber Sie — haben sich darin gefunden? Pardon, tu ich Ihnen weh? Nicht? Oder ist das Kopfschütteln nur ein Zeichen von Tapferkeit? Also wie wär's: wollen wir beide mal wieder vierhändig spielen wie als Kinder? Schlagen Sie ein. Es soll uns guttun.“

„Spielen Sie mir — etwas — aus Ihren Werken, wenn Sie mir — guttun — wollen.“

„Wann?“

„Mein Mann läßt Sie zu Sonntagabend zu Tisch laden. Ich bat ihn darum.“

Er drückte ihr die Hand. „Ich komme. Und die Freude ist ganz auf meiner Seite.“ Und nun erzählte er ihr in übermütiger Übertreibung die Erlebnisse des Morgens. „Aber die Schwungkraft des Schaffens war doch für heute hin. Es war zwar nur lächerlich. Aber Lächerlichkeit tötet.“

Sie zupfte nachdenklich an einem Halm. „Sie sind erst wenige Tage hier“, begann sie endlich, „und empfinden das schon trotz Ihrer Heimatbegeisterung. Wissen Sie, was hier wie ein Fluch ist? Ein anders veranlagter Mensch zu sein als die andern. Zuerst ist es ein Ruhm. Dann wird's den andern unbequem, sich an eine höhere Sprache gewöhnen zu sollen. Und langsam — und nachdrücklich — gewöhnt man sie dem anders Veranlagten ab. Wer nicht fliehen kann, wird zerbrochen oder ausgelacht.“ Sie schaute voll zu ihm auf. „Ich habe eine Bitte.“

„Nennen Sie sie, und sie ist erfüllt.“

„Meiben Sie nicht zu lange hier. Sie sollen sich Ihren Heimatsinn bewahren und — lieber — wiederkommen.“

„Meine alte Jugendfreundin scheidt mich fort?“

„Nein, sie möchte ihren alten Jugendfreund behalten.“

„So, so — so, so...“

Seine Augen irrten hinunter zum Waldrand und blieben auf dem Städtchen haften. In Gedanken versunken sah er und verschleuchte die Gedanken, und sie kamen doch immer wieder.

„Ich hatte mich so auf die Heimat gefreut — — Und irgendwo muß doch der Mensch ein Zuhause haben.“

Ganz leise erwiderte sie: „Lieben wir die Heimat vielleicht nur darum so sehr, weil wir unsere ersten und vielleicht schönsten Erinnerungen damit verknüpfen? Wenn sie eines Tages fehlen —“

„Erzählen Sie mir aus Ihrem Leben“, bat er unvermittelt.

„Ich möchte über die Brücke vom Damals zum Heute zu Ihnen.“

Ihr schmales Gesicht wurde ganz blaß, und bestürzt beugte er sich vor. „Es ist nur die Freude“, wehrte sie seinem Blick.

„Weil ich spüre, daß Sie mir wohlthun möchten.“

„Unfinn“, sagte er herb, „ich bin kein Pastor. Ich bin der Konrad. Also Sie sind arg in die Mühle geraten und zer- schrotet worden? Arme, kleine Freundin.“

„Nein“, widersprach sie hastig, „es ist nicht so schlimm. Ich bin sogar Bürgermeisterfrau geworden und werde sicherlich von den meisten Frauen im Städtchen beneidet. Und wenn ich nicht alle guten Seiten meiner Stellung erfasse und richtig bewerte, so liegt das wohl an mir selber, weil ich immer noch zuweilen davon träume, Mann und Frau müßten gegenseitig ihre Welt respektieren und sie miteinander zu verschmelzen suchen. Mein Mann denkt anders darüber. Und ich habe es einsehen gelernt.“

„Arme, kleine Freundin — war's so schwer? Sie haben ja Tränen in den Augen?“

„Die Feierabendstunde ist um“, entgegnete sie nur und erhob sich. „Und was tun Sie?“

„Ich begleite Sie natürlich.“

Und wieder gingen sie schweigend durch den Wald, und er fühlte es heute nicht einmal, daß er schwieg, und er fühlte nicht das verwunderte Anstieren der Leute auf der Gasse und brachte sie schweigend heim. Aber als er ihr „Auf Wiedersehen“ sagte, war ihr, als hätte sein Blick „Mut, Mut!“ gerufen, und das Blut ging ihr warm und froh durch den Körper — .

Die Arbeit wollte nicht mehr recht von der Stelle. Als hätte der Teufel die Hand im Spiel, war ein ewiges Kommen und Gehen vor seiner Tür. Der Erfolg des Kolonialwaren- händlers mußte nicht unentdeckt geblieben sein. Die Anliegen mehrteten sich. Und jetzt kamen nicht nur die kleinen Borger, jetzt kamen die überklugen Geschäftsmacher und boten ihre Grundstücke an.

„Weil wir stolz auf dich sind, Konrad. Sonst könnte der Kaiser kommen und kriegte es nicht. Die projektierte Straßen-